

Ganz normale Tage

Bellevue



Ganz normale Tage

Geschichten von Träumen und Traumata

von

Anna Irmgard Jäger



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar
unter <http://dnb.d-nb.de>

1. Auflage Februar 2023

© 2023 Marta Press UG (haftungsbeschränkt), Hamburg,
Germany.

www.marta-press.de

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

© Fotograf Autorin-Porträt S. 235: Ubeyde Cimen

© Umschlaggestaltung: Andreas Imhof, Hamburg,
mit einem Motiv von Anna Irmgard Jäger.

Lektorat: Ulrike Gramann, Berlin.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-96837-021-7

Inhalt

TEIL I KINDHEIT

Sich erst mal vorstellen	10
Trako	16
Eine Mark kalt	19
Darmflora.....	30
Schönes-Wochenende-Ticket.....	42
Die Katastrophe zum Mitnehmen	50
Telenovela. Wie das Klischee mit dem Onkel entstand	58
Abzocken und klauen.....	63
Dinopower	66
Bett nässen	72
Läuse fliegen	81
2000	85
Deutsch-orthodox	90

TEIL II ABFLUG

Café Grün.....	100
Fallen	111
Swanos Freundin aus Staub.....	120

Manchmal tot.....	122
Poren als Atlas	123
Der Mann ohne Namen.....	125
Ein Typ reißt an Gedärmen.....	128
Herr Anders entwertet die Fahrkarte.....	130

TEIL III ANKUNFT

Wie der Junge zum Wüstenfuchs wurde	135
Zwischendurch in der Straßenbahn 1.0.....	145
Karin.....	149
Taschenuhr.....	152
Kirmes	153
30 Euro.....	155
Muttermilch-Graffiti.....	162
Ur-Teilchen	168
Manfred Glocke, oder: Wie man in drei Stunden seine Panikattacken nicht verliert.....	173
Mama	190
Wüstenfuchs am Hauptbahnhof	199

Innen und außen. Wirkung.....	203
Arme Pute	205
Die Todesspritze.....	210
Blüten	214
Mein Herzberg.....	223
Das Zuhause fährt Zug.....	229
Ende Koala	231
Über die Autorin.....	235
Danksagung.....	236

TEIL I

KINDHEIT

Sich erst mal vorstellen

„Erika, diese kleine Dame und die Autorin dieses Buches. Sie kann hoch fallen. Sie kann es. Sagt sie zumindest. Erika wird uns jetzt erzählen, worum es in diesem Buch geht und in welches Genre das Buch gehört.“

„Ich kann gerade überhaupt gar nichts erzählen. Also, ich bin Erika. Ja, doch. Doch, vielleicht erzähle ich doch, kurz, vielleicht auch länger. Ich hab gerade mein zweites Bier drin. Nicht, dass zwei Bier viel sind, aber in Kombination mit Tabletten verschiedener Form können zwei Bier viel sein und doch auf den Unterleib schlagen. Also, Glückspillen, Beruhigungspillen und Bierpillen sind schon eine heikle Kombination. Aber heikle Kombinationen sind so attraktiv und so viel interessanter als gar keine Kombinationen. Stell dir das mal vor, gar keine Kombination... Nur ein Weg. Was soll ich schon dazu sagen. Ein Weg der immer geradeaus geht, du kennst den Start, und du kennst das Ziel. Aber Umwege, oh Gott, das macht mich heiß, gar sexuell. Umwege sind heiß, weil man das Ziel nicht kennt. Ich wollte eigentlich gar nichts erzählen – siehst du – das wäre der absehbare Weg. Aber ich kann mich selbst überraschen! Kannst Du das? Dich selbst überraschen?“

„Erika, ich will Sie nicht enttäuschen oder gar unfreundlich klingen...“

„Unfreundlich! Mein lieber Herr, das können Sie doch gar nicht. Sie sind viel zu sehr mit einer magischen Attraktivität gesegnet. Das können Sie nicht, unfreundlich sein!“

„Frau Erika, ich bitte Sie, mein Satz war noch nicht zu Ende.“

„Verzeihung. Der Satz, mein Schatz!“

„Ja, also jedenfalls wollte ich klarstellen, dass ich hier die Fragen stelle. Sie antworten, ich stelle die Fragen. Das ist hier so vorgesehen in diesem Buch.“

„Haha! Schön, Sie gehen also den geraden Weg. Das finde ich gut! Darf ich ihnen zwischendurch ein Bein stellen, damit der Weg etwas holpriger wird, etwas hoppeliger?“

„Frau Erika, ich bitte Sie um etwas Konzentration...“

„Oh, Frau Erika ist immer konzentriert, also mal mehr, mal weniger. Meistens nicht, aber doch öfter, als ich es von mir erwarte.“

„Das ist prima.“

„Och, Gottchen, sind Sie süß. Ich könnte Sie knutschen und überfallen, Ihnen eine Liebesattacke verpassen! Ich muss mich wirklich konzentrieren, dies nicht zu tun.“

„Frau Erika, ich beginne erneut...“

„Ja, natürlich, was immer Sie wollen!“

„Es ging ums Hochfallen – was kann man sich darunter vorstellen?“

„Vorstellen finde ich schon mal großartig! Ich stelle mich jetzt erst mal vor! Hallo! Mein Name ist Erika. Punkt.“

„Ja, das ist uns bereits bekannt...“

„Uns? Ich wusste gar nicht, dass der Stuhl mithört! Herr Stuhli und Herr Schreibtischi hören mit zu!! Großartig, ich mag das hier bei Ihnen!“

„Ähm, ja, wie auch immer. HOCHfallen. Wie kann so etwas funktionieren?“

„Naja, schauen Sie mal, (Herr Stuhli und Herr Schreibtischi, mitschreiben die Herren! Jetzt wird es brisant!) Hochfallen, mein Lieber, das geht wunderbar. Das ist, als würden Sie fallen, also runterfallen, stürzen, halt nur rückwärts. Im Schoße des Sturmes. Sie tun sich halt nicht physisch weh, also, vielleicht manchmal psychisch. Wobei ich das nicht gerne voneinander trenne.“

„Was jetzt genau?“

„Na das Physische von dem Psychischen, das ist eine Einheit, mein Lieber – Herr Stuhl, hast du das notiert? Das war wichtig!“

„Könnte man das belegen?“

„Belegen? Ich glaub, ich will doch nicht weitererzählen. Dann unterhalte ich mich doch lieber mit Herrn Schreibtisch!“

„Wie soll ich das jetzt verstehen?“

„Na, stellen Sie spannende Fragen, wenn Sie Antworten wollen... Belegen? Hallo? Ich bitte Sie, Herr Charmanti, es gibt auch andere Fragen.“

„Ja, Sie antworten ja nicht auf meine Fragen.“

„Natürlich tu ich das. Ich versuche es nochmal. Wenn Sie Hilfe bei der Übersetzung brauchen, fragen Sie Herrn Stuhli, der ist sehr aufmerksam im Gegensatz zu Ihnen! Sie kommen wohl nicht ganz mit, Herr Charmanti, was? Also, nochmal, Seele und Körper kann man nicht voneinander trennen! Oder haben Sie schon mal eine Zeugung gesehen, die über eine Entfernung stattgefunden hat? Also stellen Sie sich das mal vor, einer hat da eine Erektion und schießt sein Sperma so weit, dass die Empfängerin es aus 20 Kilometern erreicht: ‚Huhu...hiiiierrr...‘ Das geht doch gar nicht. Also das muss ich mir lassen, das hab ich wirklich gut beschrieben. Das ist ein Akt, bei dem Geist und Körper zusammen, unzertrennbar Leben zeugen. Kennen Sie das? Wissen Sie, was ich meine?“

„Das Zeugen?“

„Nein, die Zeugen Jehovas! Natürlich, Geschlechtsverkehr meine ich!“

„Frau Erika, ich sage es Ihnen ein letztes Mal, hier geht es um SIE! Ich frage – Sie antworten“

„Also, ich mag es zu zeugen! Wunderbar... Ja ja ja ja ... hochfallen, kommen Sie nicht vom Thema ab, Herr Charmanti. Das Hochfallen also, das müssen Sie sich in etwa so vorstellen:

Sie schließen die Augen. Öffnen sie natürlich wieder, gehen raus, treffen einen Bekannten, einen Nachbarn: „Hallo, hallo, ja Mensch, ach hallo, ja wie geht’s denn so? Das Wetter ist doch toll, ja ja, aha, ja ja klar!“ Da fängt der Fall an, mein Lieber!“

„Irgendwann waren wir, glaub ich, beim Siezen.“

„Ja, Herr Charmanti, du hast recht. Der Zerfall beginnt vor der Haustür, vor der eigenen Haustür. Die Menschen wollen sich doch eigentlich was ganz anderes erzählen. Der Zerfall aber beginnt vor dem eigenen Hab und Gut, und in diesem Satz steckt ein Problem – ein Konflikt!“

„Welcher?“

„Das eigene Hab und Gut! Es müsste eigentlich Hab und Schlecht heißen oder Geben und Gut. Hab und Gut, das ist doch völlig bescheuert. Das ist Ego-Müll. Nicht esoterisch, sondern egoterisch.“

„Ich kann Ihnen irgendwie nicht ganz folgen... Ich werde mir etwas Whisky eingießen.“

„Oh! Davon nehme ich auch einen!“

„Aoch je.“

„Hahahha! Aoch je... Sie gefallen mir, Herr Charmanti. Eigentlich wollte ich ja Monologe schreiben, aber dafür brauche ich Sie eigentlich nicht. Schenken Sie sich einen Whisky ein, tun Sie sich was Gutes, gehen Sie einmal um den Block, lüften Sie sich und kommen Sie wieder, wenn Herr Stuhli auf Herrn Schreibtischi steht.“

„Ich werde jetzt gehen, ich brauche tatsächlich etwas Luft...“

„Op! Den Whisky noch einschenken... Wunderbar! Auf Wiedersehen.“

Jetzt weiß ich gar nicht mehr, wo ich war. Och Gott, diese Konzentration ist manchmal wirklich nicht mein Freund. Ich mag zum Beispiel Lachfältchen. Ich meine, wenn ich mit Erdlingen rede, dann kann ich mich in ihre Lachfältchen vertiefen, in Wimpern und Zähne. Leicht

schiefe Zähne können so charmant sein... Außer meine eigenen. Und Hände! Hände, während jemand spricht, und die Hände, die ihre ganz eigene Geschichte erzählen... ach... das Leben kann schon schön sein, wenn da nicht immer diese Sprache dazwischenkäme...

Also, warum ich hier jetzt monologisiere, also, ich mag ja keine Sprachen, aber ich habe doch eine Aufgabe, und ich muss jetzt diese irdische Sprache nutzen. Mein Vater, also mein Erzeuger und Erzieher, ja, Tatsache, er zog mich des Öfteren, aber nie gewaltsam, außer ein einziges Mal, wo er mir den Arm auskugelte, aber das war aus Versehen. Er hatte die Gabe, mich dahin zu ziehen, wo es mich hinzog. Dieser Vater, seit ich denken kann in meinem Erikakopf, schrieb! Er schrieb und schrieb und schrieb und schrieb und schrieb einen Roman und schrieb und schrieb. Er schreibt bis heute... Ich meine, sein Schreiben hat schon einige Zeiten überlebt, den Tod seines Vaters, den Tod seiner Mutter, und er schreibt immer noch. Er sagte oft: „Erika, ich kriege dieses Buch einfach nicht fertig – sobald ich Stress habe, kann ich nicht mehr schreiben, ich kriege dann eine Schreibblockade.“

Was soll's, dachte ich mir..., was soll's... , ich hab ja auch schon einige Dinge überlebt und geliebt und geweint, komm, dann... dann, dann, dann mach ich das halt! Ja, ich mach das. Ich schreibe das verflixte Buch. Ich werde entblockieren, sonst kann ich nicht atmen.

WAS?, würde jetzt Herr Charmanti fragen.

„Jaaa..., na das Buch meines Vaters. Das schreibe ich dann halt... Mein Gott! 30 Jahre schreibt er schon daran, der arme Kerl. Seit 30 Jahren Schreibblockade. Ich werde mir Dinge ausdenken, und er soll dann raten, ob das wahr ist oder nicht. Mein fiktives Tagebuch! Ich werde auch lügen, aber vor allem werde ich ganz viele Wahrheiten erzählen und ganz viele Lügen. Ich lüge nicht gerne, aber manchmal macht es Spaß, oder es ist zum Überleben wichtig. Also, ich mach das einfach so. Also, mal schauen.

Ich, Erika, werde ein tragisches und zugleich komödiantisches Buch schreiben! Ich werde schreiben und schreiben und schreiben und natürlich über das Geschriebene schreiben. Tragisch-komisch, ‚Trako‘ nenne ich diese Schreibart! Einfach so!“

Trako

Als ich klein war, also Klein-Erika, bin ich immer mit meiner besten Freundin Loki bowlen gegangen und hab mich immer an der Kasse, an der man seinen Namen angibt, damit dieser später auf dem Bildschirm erscheint, wenn man dran war, als „Monika“ bezeichnet. Ich wollte eine Zeit lang Monika heißen. Und wenn mein Name leuchtete auf dem Bildschirm, wenn ich an der Reihe war, sah ich „Monika“ und war stolz auf mich.

Die Zeit, in der ich Monika heißen wollte, war eine komische Zeit. Monika war für mich eine Art imaginäre Schwester, eine Wertfreiheit, eine Krücke, die ich so von zu Hause nicht kannte. Womit wir schon beim Thema wären... Zu Hause... Wenn man es denn als ein solches bezeichnen kann. Das Zuhause. Man kam in die Wohnungstür rein, und das erste, was einem begegnete, war ein Flur mit gläsernen Fenstern und Tür. In diesem Flur flüsterten immer kleine, gemeine Stimmen zu mir: „Schau dir dein Haus durch das Glas an – es ist eine Illusion. Glas, kaputtes Glas und die Scherben werden dich blutig langsam zu Tode verbluten lassen.“

Ich mochte diesen Flur, und ich versteckte mich öfter in dem kleinen WC des Flures. Im Gäste-WC. Ich war doch ein Gast, ein Gast in meinem eigenen Zuhause. Wir sind doch alle Gäste. Ich holte mir oft eine Decke und ein Kissen und verbrachte viele Stunden in diesem Gäste-WC, weil es mein Raum war. Weil er nur 1,5 Quadratmeter klein war. Weil er ohne Erinnerungen war, dieser Raum. Das einzige, was mich störte, war, dass, wenn, ich das Licht anschaltete, gleichzeitig die Lüftung anging. Wieso drücke ich einen Schalter und es passieren zwei Dinge? Licht und Lärm? Ich will doch nur Licht, dachte ich damals. Also freundete ich mich damit an, in diesem WC im Dunkeln zu

liegen. Ich bevorzugte die Dunkelheit statt des Lärms. Also, dann, in Ordnung - Dunkelheit. Manchmal nahm ich mir eine kleine Kerze mit rein und lag einfach da. Und schaute in die Dunkelheit, die von wenigen leuchtenden Strahlen der Kerze erleuchtet war. Aber sie wackelte. Kerzenstrahlen flackerten, und das beunruhigte mich. Mich beunruhigte die Tatsache, dass mein einziges Licht flackerte und nicht beständig war. Beständig war dagegen der Uringestank, der vom Klo kam. Das Klo war eine Art Brunnen für mich. Denn im Grunde wollte ich verdauen und spülen... Wenn da dieser Uringestank nicht wäre... Tausende, gar Millionen von Urinstrahlen, die dieses Klo besetzten, waren mir doch Freunde. Moleküle und Reste, Bestandteile von Körpern hausten mit mir in diesem WC. Bis es klopfte und meine besorgte Mutter mich wachklopfte. Sie nahm immer die Kerze weg und versteckte den Schlüssel des WCs. Aber es dauerte nicht lange, bis ich den Schlüssel wiederfand. Ich hatte ihre Gedankengänge begriffen und somit auch ihre Verstecke. Hinter den Büchern des im Wohnzimmer groß ausgebauten Bücherregals, erbaut von den Händen meines Vaters, versteckte sie immer den Schlüssel. Mama, dachte ich immer, als ob ich das nicht weiß, dass du hinter den ganzen Geschichten deinen Schlüssel verbirgst. Wieso kannst du ihn nicht mal selbst finden? Warum muss ich ihn immer suchen und auch noch finden? Die Haare meiner Mutter waren wie Draht. Robust. Unflexibel. Es krampfte sich alles zusammen, wenn sie anfang zu sprechen. Vor allem wenn sie zwei Bier sitzen hatte, war sie unerträglich langsam und voller Frust. Es war so, als würde man Frust, Traurigkeit und Trauma in eine Zip-Datei komprimieren. Die Zip-Datei war nicht zu öffnen. Immer Error.

Manchmal, wenn sie betrunken war und sprach, sabberte sie wie eine Bulldogge, und sie schaute so lange fern, bis ihr die Glut der angemachten Zigarette den Finger verbrannte.

Dann war sie ganz kurz da. Ganz lebendig und am Leben. Ich schaute oft dabei zu, wie die Zigarettenglut runterbrannte, um diesen einen lebendigen Augenblick zu genießen.

„Erika, trink ein Bierchen, Rauch eine Zigarette, dann kannst du besser schlafen.“

Ich war elf Jahre alt.

Das Bier half mir auf jeden Fall immer beim Einschlafen. Von den Zigaretten wurde mir übel, aber trotzdem schmeckten sie gut. Und es war das Beste, was meine Mutter kochen konnte. Dieses Abendmahl.

Auf die kalten Alkoholentzüge meines Vaters freute ich mich immer nur aus einem einzigen Grund: Diazepam. Papa nahm Diazepam, um seinen Entzug besser zu überstehen. Ich liebte das Gefühl, das mir Diazepam gab. Ruhe und Licht, das, was ich doch ständig in dem Gästewc erleben wollte. Es war dann da! Mir tat es nur leid, dass mein Vater dachte, er wird alt, weil er die Pillen wohl nicht richtig zählte.

Papa machte oft Entzüge, und ich entgleiste oft mit. Alle waren dann entgleist. Aber zum Glück gab es Diazepam. Ich war immer noch elf. Elf ist übrigens meine Lieblingszahl und die Sieben. Ich finde diese beiden Zahlen sehr freundlich. Sie schauen immer so süß. Zum Glück ist Herr Charmanti heute nicht da, der würde wieder anfangen, Whiskey zu trinken und um den Block zu laufen. Ich werde ihn das nächste Mal fragen, wenn er mich besucht, ob er seinen Stock vor der Tür lassen kann. Er wird mich fragen:

„Welchen Stock, Frau Erika?“

Ich werde antworten: „Den Stock, den Sie im Popo haben, Herr Charmanti.“

Darauf freue ich mich schon. Das ist eine schöne Vorstellung.

Ach, wenn Herr Charmanti doch nur hier wäre, dann könnte ich ihm doch anhand der Wirkung von Diazepam das Hochfallen so gut erklären...

TEIL II

ABFLUG

Café Grün

Als ich eine junge Frau wurde und mich in Deutschland befand – das betone ich deshalb, weil ich ständig von Griechenland nach Deutschland und umgekehrt umzog, je nach Beziehungsstatus meiner Eltern –, arbeitete ich in einem Künstlercafé, dem Café Grün im Bremer Fedelhören.

Eigentlich hatte ich die Gastronomie satt. Seit meinem 14. Lebensjahr jobbte ich in Diskotheken, Bars und Clubs – damals noch in Athen –, schlug mir die Nächte um die Ohren und zog mich auf Anweisung meiner Chefs immer figurbetonter an, zeigte immer mehr Haut, denn das gebe mehr Trinkgeld. Gab es dann auch.

Am längsten hielt ich es als Kellnerin in einer Billardbar aus, auch weil niemand wusste, wie schlimm es wirklich um meine Dyskalkulie bestellt war. Um mich bei der Bezahlung nicht zu irren, nahm ich zu Beginn meiner Arbeit immer eine Menükarte mit nach Hause und lernte sie auswendig. Ich spielte die verschiedenen Preiskombinationen durch, rechnete mit dem Taschenrechner gegen und notierte mir alles. Zum Glück besaß ich ein gutes Gedächtnis, sodass ich bei jedem Kunden die entsprechende Kombination abrufen konnte; was ein Cappuccino plus zwei griechische Mokka machten, wusste ich ebenso gut wie, was ich rauszugeben hatte, wenn jemand mit einem Zwanzig-Euro-Schein bezahlte. Und wenn ich doch einmal einen Blackout hatte, sagte ich immer, dass ich gleich wieder da sei und zog schnell mein Nokia zu Rate.

Mein Chef bekam davon nichts mit, denn seine Aufgabe war es, den Kund*innen – nun, eigentlich nur Kunden – alles Nötige zum Billardspielen bereitzustellen, Kugeln, Queues und Kreide für die Queues. Wenn er die Herren abgefertigt hatte, ließ er mich bedienen, dabei

freundlich lächeln und um jeden Preis flirten. Das gab's inklusive. Ich hatte mich ja schließlich zu benehmen.

Eines Tages bat mein Chef mich, ihn kurz hinterm Tresen zu vertreten. Jetzt gab ich die Kugeln aus. Ich aktivierte die Stoppuhr, indem ich auf den Startknopf drückte. In dem Moment kam er wieder:

„Was hast du gemacht? Bist du dumm?“

„Was denn?“

„Hast du auf Start gedrückt?“

„Ja, klar hab ich das.“

„Du kleines Dummerchen! Du musst auf Start Plus drücken!“

Von einem Knopf mit der Bezeichnung „Start Plus“ hörte ich da zum ersten Mal.

„Erika, das sind scheiß Albaner! Bei den Albanern und den Z*Wort drückst du immer auf Start Plus!“

Ich verstand, dass die Spielzeit an den Tischen schneller ablaufen musste, wenn man „Start Plus“ drückte, und die „scheiß Albaner, Sinti und Roma“ am Ende einen höheren Betrag zahlen mussten, fast doppelt so viel die griechischen Kunden. Der Chef hoffte wohl, sie mit einem teureren Spiel zu vertreiben.

„Seit wann machst du das? Das ist unmenschlich! Das geht nicht! Solange ich an der Kasse stehe, werde ich nicht diesen Knopf drücken! Start Plus – was ist das für eine Scheiße?“

„Pass mal auf, Kleine, solange du in meinem Laden arbeitest, gelten meine Regeln. Und wenn ich dir sage, dass du gefälligst diesen Knopf zu drücken hast, wenn Albaner und dreckige Z*Wort meinen Grund und Boden betreten und die Luft verschmutzen, dann hast du zu gehorchen! Und wenn du keinen Bock darauf hast, kannst du deine Sachen packen und gehen. Jetzt komm, bedien endlich die Penner, aber wehe, du bist freundlich zu denen. Ich beobachte dich. Kein Lächeln, kapiert?“

Ich musste dieses dreckige Spiel also mitspielen, wenn ich meinen Drei-Euro-die-Stunde-Job nicht verlieren wollte. Nicht, dass ich keine andere Stelle als Kellnerin gefunden hätte, aber ich dachte damals, dass ich klein und hilflos sei; eine Vierzehnjährige, der eingetrichtert wurde, dass sie eine Frau sei, zu gehorchen habe und außer ihrem guten Aussehen keine Waffen besitze.

Ich erinnere mich gut an Ina, meine Kollegin im Billard-Café, die Albanerin war und sich in den DJ des Ladens verliebte. Die beiden wurden ein Paar, aber Ina erzählte ihm nie von ihrer Herkunft, weil sie Angst hatte, sonst verlassen zu werden. Bis heute ist die Albanerfeindlichkeit in Griechenland stark ausgeprägt. Man hörte Münder sagen: „Früher konnten wir auf unseren Balkonen schlafen und unsere Türen offenlassen, bis in den 1990ern die Albaner über die Grenze kamen. Das sind Kriminelle, böse Katzen, die tragen das einfach in sich!“

Als doch jemand dem DJ verriet, dass Ina eigentlich Albanerin war, trennte er sich zwei Tage später. Er gab an, ohnehin nie richtig verliebt gewesen zu sein. Das Schlimmste daran war, dass Ina schon damit gerechnet hatte.

„Meine Ina“, sagte ich und wischte ihre Tränen weg, „lass uns tanzen gehen.“

An diesem Abend besuchten wir wie so oft einen Club, um meine Benzo-Sucht mit Alkohol zu begießen und Inas Frust zu betäuben. Ich lernte eine junge Frau kennen, die mir erzählte, dass sie als Tänzerin in einem Club arbeite und 80 Euro pro Nacht verdiene.

„Achtzig Euro für eine Nacht arbeiten, das ist ja mega viel Geld!“

„Ja, das ist easy. Du musst lediglich dreimal am Abend auf ein Podest steigen und deinen süßen Hintern bewegen.“

„Wie meinst du das?“, fragte ich naiv.

„Du hast maximal Unterwäsche an, tanzt drei Mal zehn Minuten und kannst mit süßen achtzig Euro nach Hause gehen!“

Wow, dachte ich, achtzig Tacken? Momentan arbeitete ich für weniger als die Hälfte davon täglich zehn Stunden in einem Laden, in dem Albaner und Roma das doppelte Geld zahlten. Und jetzt? 80 € für 30 Minuten? Da scheiß ich doch drauf, wenn mir jemand mal auf den Arsch haut – lieber Popoklatscher als Start Plus.

Im Tabledance-Geschäft hielt ich es dennoch nicht lange aus. Das Geld war sehr gut, aber der Preis, den ich dafür zahlte, war, dass ich mich unglaublich zudröhnen musste, um das Gaffen der alten Geier zu ertragen. Eines Nachts nahm ich eine höhere Dosis Beruhigungsmittel ein, eigentlich zu hoch, aber es sollte ordentlich knallen, und schließlich muss man von jeder Droge irgendwann mehr und mehr nehmen, damit man wieder was spürt, beziehungsweise nichts mehr spürt. Dazu trank ich parallel immer Likör.

Ich tanzte also auf dem Podest und merkte, wie ich langsam das Gleichgewicht verlor. Mein Körper wurde taub und mein Atem flach. Alles drehte sich, und das Gefühl, was man beim Träumen vom Fliegen hat, wurde Realität. Das Nächste, woran ich mich erinnern konnte, war, wie ich meine Augen öffnete und mich einem Mann im Kittel gegenüber sah. Schon wieder ein Gaffer? Es war ein Arzt und ich in einem Krankenhaus gelandet.

„Hier bleiben Sie jetzt eine Woche, um auszunüchtern.“

Eine Tabledance-Kollegin hatte den Ärzten vermutlich erzählt, dass ich tablettenabhängig war.

Eine Woche ohne Benzos? Wollten die mich versarschen?

Der Entzug war eines der schlimmsten körperlichen und psychischen Erlebnisse, die ich je erfahren musste. Ich dachte, ich verrecke in diesem schäbigen grauen Krankenhaus. Ich hörte Stimmen und hatte Todesangst. Mein Körper fühlte sich an, als würde man mich immer wieder mit Messern erstechen. Ich stöhnte und versuchte, dem Stöhnen einen repetitiven Rhythmus zu geben, damit zumindest irgendeine Stabilität vorhanden war. Ich träumte von Menschen, denen die Beine mit Steinen zerschlagen wurden, wobei das Blut nur so spritzte. Ich verstand das erste Mal, warum Menschen Suizid begingen.

Neben mir lag eine heroinabhängige Frau namens Irini, was auf Griechisch „Frieden“ bedeutet.

„Mannomann, Mädchen, dir geht es echt beschissen. Wenn du draußen bist, rufst du mich an, und dann mach ich dir die Pillen auf dem Schwarzmarkt klar. Du brauchst keinen scheiß Arzt mehr.“

Ich konnte mich nicht unterhalten, weil ich mich jedes Mal übergeben musste, wenn ich den Mund öffnete. Ich kotzte bloß noch Galle. Die Waage zeigte 45 Kilo an – bei einer Größe von 1,63 m.

In der Nacht des vierten Tages packte ich meine Sachen und verschwand. Ich war kein Junkie. Ich gehörte da nicht rein. Ich schaffte das allein. Da drin waren nur grelles Licht und Lärm. Ich fuhr mit dem Taxi nach Hause zu meiner Mutter, wo wir auf zwanzig Quadratmetern zu zweit lebten. Ich ließ mich in dem Club nicht mehr blicken und warf mein altes Handy in die Mülltonne.

Die nächsten Monate verbrachte ich im Goethe-Institut Athen, wo ich mein deutsches Sprachdiplom erwarb und als Lehrerin für Kinder zu arbeiten begann, die Deutsch als Drittsprache lernten, um später bessere Chancen im Berufsleben zu haben oder sogar in

Deutschland studieren zu können. Immerhin verdiente ich jetzt Geld, ohne dafür mit dem Hintern wackeln zu müssen. Tatsächlich sah man meinen Hintern gar nicht, da ich meist hinter dem Lehrerpult saß. Man stelle sich vor: Mein Hintern saß auf einem Stuhl! Ich musste nicht mehr auf Tischen tanzen. Ich musste keine Möbel mehr entfremden. Und hatte etwas Stabilität.

Als die Finanzkrise in Athen ausbrach, fasste ich all meinen Mut zusammen und ging zu meiner Mutter:

„Ich gehe nach Deutschland, Μαμά. Ich will hier weg.“

„Du willst deine Mutter alleinlassen? Deine arme Mutter willst du alleinlassen?“

„Μαμά. Ich bin gerade einmal zwanzig Jahre alt. Ich lebe in einer Stadt, die ich liebe, aber diese Stadt frisst mich auf. Ich will reisen, studieren und neue Menschen treffen! Ich will die Welt sehen und neue Dinge lernen.“

„Du bist hier Deutschlehrerin, Erika. Was willst du mehr?“

„Mann, Mama. Ich bin doch keine richtige Lehrerin! Ich bringe griechischen Kindern Deutsch bei, damit sie eines Tages die Chance haben, aus diesem Loch hier abzuhausen!“

„Rede nicht so über deine Heimat! Κάτσε στ' αυγά σου, μωρή.“

Ich solle auf meinen Eiern sitzenbleiben, was so viel bedeutete wie „Bleib gefälligst in deinem Nest.“

„Du bist genau wie dein Vater, Erika! Immer wenn es brenzlich wird, haust du ab.“

„Ich bin noch nie abgehauen! Wie denn auch? Wann und wohin sollte ich denn abhauen? Etwa als Siebenjährige, als wir das erste Mal nach Deutschland gezogen sind? Oder als ich vierzehn war und ihr euch innerhalb von zwei Tagen überlegt habt, wieder zurück nach Athen zu ziehen? Egal wie es euch gerade passte, wurden wir wie ein Rattenschwanz hinterhergezogen. Ihr habt mir nicht einmal die Möglichkeit gegeben, darüber nachzudenken, umzuziehen,

mich von meinen Freunden zu verabschieden. Jedes Mal, einfach weg! Ich bin mit euch schon achtmal umgezogen, und kein einziges Mal davon hatte ich das Gefühl, irgendwo anzukommen.“

Sie öffnete mich nach.

„Bä, bä, bä, Zuhause, meine Gefühle, ich, ich, ich! Εγώ, εγώ εγώ! Μόνο τον εαυτό σου σκέφτεσαι! Jetzt kommst du mir plötzlich sentimental! Hast du dich mal gefragt, wie es deiner Mutter geht? Tu ich dir denn nicht leid? Willst du mich hier allein lassen?“

„Aber Mama...“

„Nix aber! Sei froh, dass du überhaupt ein Zuhause hast! Was sollen denn andere Kinder sagen? Ich koche jeden Tag für dich! Du kannst gar nicht kochen! Ach, weißt du was? Hau doch ab! Verpiss dich zu deinem scheiß Vater! Aber dann bist du nicht mehr meine Tochter! Vergiss das nicht! Ich bin dann nicht mehr deine Mutter. Deine Mutter ist dann gestorben.“

Sie lallte nur noch, und es roch nach kaltem Aschenbecher und Bier.

„Hau doch ab, du Arschkind! Κολόπαιδο! Πουτανάκι! Rennst schon ein Leben lang deinem Arschloch von Vater hinterher. Lass mich hier verrecken, das ist dir doch eh alles scheißegal, was deine Mutter für dich getan hat!“

Ich kochte vor Wut. Meine Mutter fuhr fort:

„Erika, ich wünsche dir, dass, wenn du eines Tages Kinder bekommst, du den Schmerz, den du mir hier grade zufügst, doppelt zurückbekommst. Und das wird wehtun! Du wirst deine Strafe von Gott kriegen! Dein Kind wird deine Strafe! Denk an meine Worte, du kleine Schlampe!“

Ich hielt es nicht mehr aus. Vor mir stand ein runder Esstisch. Ohne zu überlegen, hob ich den Tisch samt dem darauf stehenden Chili con Carne und warf ihn durch die Wohnung. Er brach entzwei, und ich schrie lange. Meine Mutter duckte sich, öffnete die Tür.

„Du bist verrückt! Du bist genau so verrückt wie dein Vater! Ich ruf die Polizei! Die holen dich ab! Du bist eine Mörderin!“

Und überall Chili.

Als ich in Bremen ankam, regnete es.

Am nächsten Tag auch.

Und danach eigentlich immer.

Hier war ich nun wieder. Das erste Mal aus freien Stücken. Ohne, dass an mir herumgezerrt werden musste. Ungeheilte Traumata werden zu Kindern, an denen man herumzerrt; am Arm, an der Jacke, am Zipfel, am Ohr, an der Hose. Und das ist erst der Anfang.

Ich war einigermaßen frei mit meinem kleinen Zimmer, aber ich hatte noch keinen Job und keine Versicherung. Dafür erste Entzugssymptome, denn nach dem Streit mit meiner Mutter war ich rückfällig geworden. Meine Antidepressiva und Beruhigungsmittel waren alle.

Café Grün. Dort fing ich an zu arbeiten.

Trotz meiner Verachtung für die Gastronomie fühlte ich mich in diesem Laden zuhause. Früher hatte ich meinen Vater in das Künstlercafé begleitet und dann – Kind, das ich war – hinterm Tresen gestanden. Jetzt war ich ohne Papa und verdiente sogar Geld. Der Besitzer hieß Hermann und hatte mit Henna rot gefärbte Haare. Wir verstanden uns sehr gut, Hermann vertraute mir seinen Laden blind an. Er hatte nach 30 Jahren die Schnauze voll von seinem Café und war froh um jede Minute, in der ich ihn dort vertrat. Es lief oft Jazz, der Laden war schlecht besucht. Charles Mingus, Miles Davis, Aretha Franklin und Edith Piaf. Das waren die CDs, die es hier gab, die liefen immer, und das war gut so. Die Gäste waren dieselben, die ich damals als Kind bedient hatte, bloß älter.

Eines Abends, nachdem ich den Entzug relativ gut alleine überstanden hatte, bekam ich während meiner Schicht eine Panikattacke. Gerade war kein Gast da. Nur Edith Piaf bekam mit, wie ich hyperventilierte. Egal, dachte ich, ich mach eh gleich Feierabend, das wird schon. Da ging die Tür auf. Ich atmete tief durch, ging raus zum Tresen und sah dort einen alten, dicken, grimmigen Mann sitzen.

„Einen roten Johnny ohne Eis.“

Ich gab mir alle Mühe, mir meinen Zustand nicht anmerken zu lassen.

„Sind Sie hier neu?“

Ich musste sprechen. Das war während einer Panikattacke die größte Herausforderung.

„Seit einem Monat schon.“

„Ich sehe Sie hier zum ersten Mal, dabei wohne ich direkt gegenüber.“

Ich verschwand wieder in den Hinterraum und holte tief Luft. Ich schaffe das nicht. Ich klappe zusammen. Todesangst aus dem Nichts. Ich konnte mittlerweile nicht mehr unterscheiden, ob ich wirklich eine Panikattacke hatte oder ob es Entzugssymptome waren.

„Ich nehme noch einen“, sagte er nach seinem letzten Schluck. Ich bring ihn um, dachte ich. Das ist mein Untergang.

„Was machen Sie eigentlich so?“, grummelte er. „Kommen Sie von hier? Sie sehen aus wie eine Elfe.“

Ohne zu flirten musterte er mich. Eher, als würde er einen Krümel an mir suchen, den er eben noch gesehen hatte. Ich spulte meine Kasette ab: Dass ich aus Griechenland sei und gerade erst ein paar Monate hier, irgendwas mit Kunst machen und studieren will, aber gerade nicht versichert sei und es mir generell nicht gut ginge.

„Kommen Sie morgen in meine Praxis.“

Was meint der Spinner, dachte ich.

„Was für eine Praxis?“

„Sie kommen morgen in meine Praxis und fangen an, bei mir zu arbeiten. Dann sind Sie versichert. Außerdem kann ich Ihnen dann Medikamente verschreiben.“

„Wie bitte?“

„Sie fangen morgen an, bei mir zu putzen, sind dann versichert, weil Sie bei mir angestellt sind, machen Ihren Job hier im Café Grün weiter und bekommen Antidepressiva von mir.“

„Wie bitte?“

„Sie haben eine Posttraumatische Belastungsstörung und dadurch Depressionen und eine Angststörung, aus der wiederum die Panikattacken resultieren.“

„Wer sind Sie?“

„Ich sehe das. Sie brauchen mir nicht viel zu erzählen“, murmelte er.

„Und jetzt hören Sie auf, Fragen zu stellen. Wir sehen uns morgen um acht Uhr in meiner Praxis. Hier, passt so.“

Neben dem Geld lag seine Visitenkarte: Dr. Kloß, Psychiater und Suchtmediziner.

Für die nächsten Monate putzte ich in der Methadonstation des grummeligen, dicken Mannes, dem ich mein Leben zu verdanken hatte. Ich wischte den Boden, auf dem verlorene Seelen ihre Spuren hinterließen, putzte das Klo und begann, an den Wochenenden bei der Methadonvergabe mit anzupacken. Ich war nun Reinigungskraft in einer psychiatrischen Ambulanz. Gelegentlich nahm ich auch Urinproben von den Patienten an, um zu kontrollieren, ob sie neben Methadon noch etwas anderes konsumierten.

„Sie müssen immer fühlen, ob das Pipi noch warm ist, denn sonst ist es gefälscht und von jemand anderem. Manche Methadonpatienten verkaufen ihr Pipi an andere, die einen Beikonsum haben. Manche Frauen stecken sich das gekaufte Pipifläschchen auch vorher in die Scheide, damit es die Körpertemperatur annimmt.“

Ich hatte noch viel zu lernen.

Vor allem aber glaubte ich mittlerweile an Wunder. Stell dir vor, du bist in der Wüste und hast seit Tagen nichts getrunken. Der Durst wird immer heftiger und heftiger, und die Sonne verbrennt dir die Haut. Kein Schatten in Sicht, kein Wasser, hungern hast du schon verlernt und kannst dich eigentlich nur noch damit abfinden, dich der Tatsache hingeben, dass du bald stirbst. Doch plötzlich, und das ist kein Witz, plötzlich steht vor dir ein dicker Mann mit Karaffen voller Wasser und sagt:

„Trink! Trink, so viel du willst. Du kriegst sogar Geld dafür.“

Und nein, es ist keine Fata Morgana. Er ist einfach da, und du darfst trinken.

Ich putzte. Ich putzte alles sauber. Ich putzte um mein Leben.

Katharsis.

Ich putzte, so schnell und so gut ich konnte, ich putzte aus ganzem Herzen, und jeder Zug mit meinem Lappen setzte schachmatt.

Ich war die glücklichste Putzfrau der Welt.

TEIL III

ANKUNFT

Wie der Junge zum Wüstenfuchs wurde

Mein Sohn sucht mit seinen Fingern nach Wörtern in meinem Mund. All die Wörter, die ich ihm sagen will, dazu fehlen mir die Münder. Die Schublade mit den Wörtern im Mund. Warum kann ich ihm nicht ein paar Schubladen geben. Ich verzichte gerne auf meinen Mund.

(Kapitel aus emotionalen Gründen abgebrochen.)

Wüstenfuchs in der Stadt, oder: mein Sohn mit frühkindlichem Autismus
(Zweiter Versuch.)

Geburtstag meines Sohnes. Weltfrauentag.

Ich habe manchmal Angst, dass mein Wüstenfuchs sich in der Stadt verirrt. Denn, wenn ich etwas ganz innig liebe, dann ist es dieser Wüstenfuchs.

Er war wie ein Findenfuchs. Er hat die Wüste verlassen, weil er ein neugieriger Fuchs war. Er zog aus von seiner Wüste, weit, weit entfernt, um mich zu finden.

Ich bin mir sicher, dass die Reise aufregend und angsterregend und gefährlich war, denn als ich den Wüstenfuchs eines Tages, genauer gesagt am 8. März des Jahres 2012, auf meinem Schoß fand, war er nackt, fast erfroren und verängstigt. Ich liebte ihn sofort, nahm ihn in den Arm, hegte und pflegte ihn. Wir wurden eins.

Zum Glück hatte ich noch meinen damaligen Ehemann, das Walross, ein zahmes Exemplar mit dicker Haut und gutem Herz. Das Walross pflegte den Wüstenfuchs so liebevoll, es schenkte ihm Wärme und war sein Fels. (Walrosse denken von sich, dass sie nichts können, man muss ihnen das nur oft genug sagen.)

Der Wüstenfuchs war so leise, dass ich oft das ganze Haus durchsuchen musste, um ihn zu finden. Er versteckte sich zwischen Gegenständen oder lag unter dem Bett. Manchmal suchte er alle Decken und Kissen des Hauses und baute sich daraus eine Höhle. Oder schaute stundenlang aus dem Fenster. Einfach so. Sah zu, wie die Zweige auf der Luft Klavier spielten.

Oft glaubte ich, der Wüstenfuchs wisse mehr als ich selbst. Als alle anderen. Er schaute immer so weise. Ich wünschte mir so sehr, dass der Wüstenfuchs sprechen möge, denn ich wollte hören, ob er sich gut fühlte, was er brauchte, wenn er schrie, ob er sich liebte, ob er mich liebte, ob ich eine gute Wüstenfuchsmama war. Ob ich ihm genug war.

Sprich zu mir, mein Junge, bitte, sprich zu mir, dachte ich.

Aber ich kam schnell zu dem Schluss, dass ich von einem Wüstenfuchs nicht verlangen konnte, dass er die irdische Sprache spricht. Schließlich verlangte er ja auch nicht, dass ich in die Wüste ziehe und Wüstenfuchsländisch spreche oder Skarabäen jage. Ein Mensch fängt doch an zu verdursten und zu halluzinieren in der Wüste.

Der Wüstenfuchs war flink. Walrosse wiederum, abgesehen von der offensichtlichen Tatsache, dass sie ganz schön viel Masse mit sich herumschleppen, sind herzlich und warm und genießen die Ruhe, die Unbeweglichkeit.

Dieser wilde, kleine Wüstenfuchs war für das Walross genau die richtige Abwechslung: Er war sprunghaft, verspielt, klein und drahtig, frech, manchmal viel zu laut, manchmal viel zu leise. Manchmal war es einfach am besten, den Wüstenfuchs Wüstenfuchs sein zu lassen.

Für das, was er war, machte er sich ganz prächtig in dieser Stadt. Ich weiß nicht, wie lange ich es in seiner Wüste ausgehalten hätte, aber ganz sicher hätten die Milliarden von Sandkörnern mich irgendwann begraben. Ich wäre selbst zu Sand geworden, der dann den nächsten

Menschen, der sich in der Wüste verirrt, wieder begrub. Dieser Wüstenfuchs hatte aber einen Plan. Er kam willentlich in die Stadt, zu mir, zum Walross und um hier zu leben, weil es in der Wüste wahrscheinlich zu einsam war.

Es gab Tage, da ich den Wüstenfuchs ansah und nicht wusste, wie ich ihm helfen sollte. Er wurde erst mit zwei Jahren wirklich zum Wüstenfuchs. Einfach so. Plötzlich. Walross und ich kannten bis dahin ein Kind, welches viel von Tieren erzählte: „Hinter dem Busch ist ein Tiger. Ein Krokodil hinterm Baum. Kuh. Igel. Grüffelo.“

Makiko, das war der Bagger.

Es sprach und spielte gerne mit anderen Kindern, konnte sagen, dass es Futter wolle, und wenn es Durst hatte, redete es und sagte „Mama“. Es sagte damals Mama. Mama! Es rief mich.

Ich habe meinen Mama-Namen seit Jahren nicht gehört. Weil er aufhörte zu sprechen. Einfach so. Plötzlich. Innerhalb weniger Wochen kehrte sich der Wüstenfuchs ganz in sich. Hörte auf zu sprechen und fing an, zu kreischen; hörte auf zu lachen und von Tieren zu erzählen; hörte auf, mit anderen Welpen zu spielen. Schrie stattdessen. Aber kein normales Schreien. Ein Schreien, bei dem es um Leben und Tod ging. Als würde ein Schwein geschlachtet.

Der Schrei eines frühkindlichen Autisten ist anders. Er ist nicht nur laut, er ist tief und tut weh. Geht durch Mark und Bein. Und das Schlimmste daran ist, dass er dir nicht sagen kann, warum er schreit.

„Was ist los? Was ist passiert? Was tut dir weh? Wo hast du Schmerzen?“, Fragen, die nicht mehr beantwortet werden können. Einfach nur Schreie.

Und wenn es richtig schlimm wurde, rupfte er sich die Haare aus. Schlug seinen Kopf gegen die Wand und boxte sich an die Schläfen. Man musste einfach mitansehen, wie

der Fuchs litt, fast verging vor Schmerzen, und konnte nichts tun. Nichts. Man durfte nur danebensitzen und schauen.

Geduld.

Alles wird gut.

Geduld.

Alles wird gut.

Ich bin bei dir.

Ich bin hier.

Dir kann nichts passieren.

Ich durfte ihn auch nicht berühren. An die Stelle, wo ich streichelte, boxte er sich anschließend vehement. Meine Zuneigung tat ihm weh. Also saß ich einfach daneben, manchmal lag ich auch. Manchmal stundenlang.

Ganz selten kamen plötzlich Worte vom Wüstenfuchs. Ich erinnere mich sehr gut daran, als er einmal neben mir malte mit Wachsmalstiften. Nun, er malte nicht wirklich. Er sortierte die Stifte. Nahm sie raus und sortierte sie wieder ein. Das konnte sehr lange gehen. Ich saß mit ihm am Tisch, legte meinen Kopf in die Hand und sah ihn einfach an. In meinem Kopf schossen Fragen wie Blitze herum.

Was ist passiert? Wer bist du, mein Kind? Geht es dir gut? Warum hast du aufgehört zu sprechen? Hast du Schmerzen? Was wird aus dir? Wie viele Ärzte müssen wir besuchen, bis wir verstehen, was dir widerfahren ist? Was wird, wenn du groß wirst? Ich hörte die Stimme meiner Mutter im Déjà-vu: „Dein Kind soll dir eine Strafe werden!“

Was wird, wenn Mama und Papa sterben? Musst du in ein Heim? Sprich mit mir, mein Junge. Sprich mit mir. Bitte. Sprich mit mir.

„Frau Erika, Sie müssen akzeptieren, dass Sie ein behindertes Kind haben. Die Prognosen für seine Entwicklung sehen nur bedingt gut aus. Er wird nicht selbstständig leben können. Er wird auch wahrscheinlich

nicht eigenständig auf Klo gehen können und eine Vollzeitbetreuung brauchen. Er hat kein Gespür für Gefahren und eine starke Weglauftendenz. Er wird im Kopf auf dem Stand des frühkindlichen Alters bleiben. Ihr Sohn hat frühkindlichen Autismus.“

Der Wüstenfuchs besaß jetzt einen Schwerbehindertenausweis. Ein sehr langes, deutsches Wort. Ich schämte mich, dass ich manchmal dachte: „Bitte reparieren Sie mein Kind.“

Aber war das noch mein Kind? Musste ich um das alte trauern, weil ich ein neues hatte? Eben einen Wüstenfuchs?

Ich fing an, vor ihm zu weinen, während er seine Wachsmalstifte ordnete. Es tat weh. Schmerzhafte Weinen. Während er den letzten Stift in die Metallbox packte, hörte ich: „Lass das mal meine Sorge sein.“

Was? Was? Was?

Der Wüstenfuchs sagte diesen einen Satz und tauchte dann wieder ab in seine Welt. Aber ich hatte es definitiv gehört. Er hatte einfach kurz gesprochen und war dann wieder verschwunden in sich. Ich fing an zu schluchzen und verließ das Zimmer. Ich weinte allein im Bad. Meine Augen taten weh. Die Tränen waren heiß, versalzen, meine Wangen brannten.

Er war so klein.

Vielleicht geschah doch noch ein Wunder.

Nach langer Recherche, nach vielem Fragen Stellen und Schuldige Suchen – auch das Schicksal klagte ich an –, nach Phasen von Mitleid und Selbstmitleid realisierte ich langsam, dass das Wunder bereits geschehen war. Ich war Mama dieses Kindes. Das war ein Wunder. Das war das Wunder.

Schwierig war oft nicht der Wüstenfuchs selbst, sondern die Menschen um ihn herum waren es, die nicht wussten, wie sie mit ihm umgehen sollten oder mir als Mama wohlgemeinte Tipps und „Lösungsvorschläge“ gaben. Ich ging oft mit ihm spazieren, und unsere Ausflüge

endeten immer in einer Pommesbude in Bremen-Walle. Die Verkäuferin kannte uns mittlerweile.

„Einmal Pommes ohne alles?“

„Genau.“

Der Wüstenfuchs saß immer am selben Tisch, und wenn dieser besetzt war, versuchte er, die anderen Menschen von ihren Stühlen zu schubsen.

„Darf ich Ihnen eine Frage stellen?“, sagte die Pommes-Verkäuferin.

Ich ahnte nichts Gutes.

„Warum ist Ihr Kind so?“

Dem Wüstenfuchs sah man seine Behinderung erstmal nicht an: Auch seinen Schwerbehindertenausweis trug er nicht auf der Stirn. Man erwartete also, ein ganz normales Kind vor sich zu haben, das süß antworten würde, wenn man nach seinem Namen fragte.

„Wie meinen Sie das?“, erwiderte ich.

„Naja, er ist so... ich weiß nicht. Er ist manchmal so komisch. Er wird so schnell sauer und schreit, wenn eine Pommes runterfällt.“

Damals hatte ich immer das Gefühl, mich für meinen Sohn rechtfertigen und jedem erzählen zu müssen, warum er anders war als andere Kinder.

„Wissen Sie, mein Sohn hat Autismus.“

Ehe ich fortfahren konnte, unterbrach mich die Frau:

„Ah! Ja! Ich weiß! Das ist dieses Engetelente, nää?“

„Wie bitte?“

„Dieses Engetelente? Wo die Kinder ganz schlau sind und im Flugzeug sitzen und die ganze Stadt dann abzeichnen können. Habe ich mal in einer Reportage gesehen.“

„Meinen Sie intelligent?“

„Ja, engetelente.“

„Also, Autismus ist nicht gleich Autismus, wissen Sie. Es gibt sehr viele verschiedenen Formen von Autismus.“

Deshalb heißt es eigentlich auch Autismus-Spektrum-Störung.“

„Genau, Spektrum. Kann er auch so gut Mathe?“

„Nein. Das, was Sie meinen, geht mehr in die Richtung Asperger-Syndrom, oder Inselbegabung, das ist zum Beispiel anders als frühkindlicher Autismus.“

„Ach so. Die haben auch Autisten gezeigt, die in einer ganz großen Firma arbeiten, weil die so gut mit Computern können. Spielt er auch schon mit Computern?“

„Wissen Sie, wir sind gerade eher damit beschäftigt, ihm ein paar Wörter beizubringen, weil er nicht sprechen kann.“

„Aber er hat doch vorhin was gesagt.“

„Nicht wirklich, das nennt sich Lautieren. Er benutzt Sprache noch nicht kontextgebunden.“

„Ja, ja, die meinten auch in der Doku, dass diese Menschen einem nicht in die Augen gucken können, aber ihr Sohn hat mir schon ganz oft in die Augen geguckt.“

„Das macht er auch. Das ist bei jedem anders.“

Der Wüstenfuchs zuppelte an seiner Hose, um seine Windel zu richten.

„Trägt er noch Windeln? Du bist doch schon ein großer Junge! Du musst aufs Klo gehen. Keine Windel mehr. Windel ist bäh. Kaka. Stinkt.“

Die Frau fing an, komische Bewegungen zu machen, so eine Art Zeichensprache.

„Er versteht alles, was Sie sagen, er kann nur nicht antworten. Beziehungsweise er antwortet auf seine Art und Weise.“

Die Frau piffte ihn an: „Ey, hier! Guck mal!“

Ich war froh, dass der Wüstenfuchs mit seinen Pommes fast fertig war. Ich wollte hier raus, auch, weil meine Haare mit jeder Sekunde mehr Frittierfett aufnahmen.

„Bis zum nächsten Mal und alles Gute! Es ist echt supertraurig, weil er eigentlich so ein schöner Junge ist. Zum Glück sieht man ihm seine Behinderung ja nicht an!“

Wie ein Hampelmann winkte sie dem Wüstenfuchs zum Abschied.

Auf dem Heimweg saß in der Straßenbahn eine junge Frau neben uns, die uns aufmerksam musterte.

„Wie heißt du denn, Kleiner?“

Ich hatte keine Kraft mehr, wieder die Autismus-Kassette abzuspulen. Ich war müde und wollte nur nach Hause.

„Hallo?“

Wüstenfuchs schaute nach wie vor aus dem Fenster und ließ sich nicht stören.

„Na, da hat aber jemand schlechte Laune, das ist aber unfreundlich, dass du mir deinen Namen nicht verrätst und mich nicht mal anschaust.“

Ich wurde ungeduldig: „Er hat Autismus.“

„Ah, das habe ich mir schon gedacht, dass er was hat. Aber Autismus geht ja auch weg.“

„Nein, Autismus geht nicht weg. Das ist eine chronische, schwerwiegende Entwicklungsstörung.“

„Nee, nee, der Cousin von einer Freundin von mir hatte das auch, und das war dann mit zwölf oder so weg. Als der Junge in die Pubertät kam, war das weg.“

„Hören Sie, vielleicht verwechseln Sie ja Autismus mit Angina, aber Autismus geht nicht einfach so weg.“

Sie beugte sich zu ihm nieder.

„Och Bibi, das tut mir aber leid für dich. Armes kleines Baby.“

„Er ist sieben.“

„Och Mann, das tut mir so leid für Sie. Was für ein Schicksal!“

Sie streichelte ihm über den Kopf. Damals konnte er es nicht ausstehen, wenn ihn jemand anfasste. Er schlug der Frau mit der flachen Hand ins Gesicht.

„Sag mal, das geht aber nicht!“

„Entschuldigung, das meint er nicht so, wissen Sie, das passiert, wenn man ihn anfasst, dann hat er so was wie Schmerzen.“

„Bei dem Cousin von meiner Freundin war das nicht so. Vielleicht sollten Sie mal was an Ihrer Erziehung ändern.“

Sie stand auf und ging schnaufend fort. Ich verdrückte eine Träne der Verzweiflung und wischte mir mit dem Ärmel über die Augen.

Kurz vor unserem Haus winkte mir wieder jemand von weitem zu: „Erika! Wie geht es dir? Ich hab euch so lange nicht mehr beim Kinderturnen gesehen!“

Auch das noch. Die Turnlehrerin vom Wüstenfuchs. Wir hatten uns eigentlich abgemeldet, weil er so oft schreiend aus der Turnhalle gerannt war, denn er ertrug den Lärm nicht mehr. Ich versuchte ihr mit wenigen Worten zu erklären, warum wir nicht mehr kommen könnten und dass sich vieles geändert habe.

„Aber es war doch alles ganz normal?“

„Hör mal, nimm mir das nicht übel, aber ich hab heute schon sehr oft darüber gesprochen und bin unglaublich erschöpft.“

„Ich hatte ganz schlimm Rheuma“, sagte die Turnlehrerin, als hätte ich nichts gesagt. Ich atmete tief durch.

„Ich habe eine Methode gefunden, die heilt. Die wird auch euch helfen.“

„Schau, das ist nicht...“

„Doch, doch, pass mal auf. Das ist eine Atemtechnik. Du kannst durch stundenlanges Reinatmen in den Schmerz alles Schlechte rausatmen. Auch Autismus.“

„Aber er hat keine Schmerzen. Das ist...“

„Glaub mir, das ist eine tiefgreifende bewiesene Methode. Die Schulärzte lachen darüber, aber die haben sowieso keine Ahnung, diese Schulmediziner.“

Um nicht zu schreien, lachte ich. Ich dachte: Halt die Schnauze, halt die Fresse, geh in dein scheiß Zuhause und atme dich selber weg und lass mich in Ruhe mit deinem Algen-Mundgeruch. Du raubst mir den SAUERSTOFF!

Sie fuhr fort: „Die Leute lassen sich aber nicht helfen. Das ist doch total behindert.“

Jetzt konnte ich nicht mehr: „Behindert ist kein Schimpfwort!“

„Nein, das meine ich ja auch nicht so...“

„Doch, das meinst du genauso. Du hast das Wort behindert als abfällige Bezeichnung benutzt, um Menschen schlechtzureden und sie als dumm zu bezeichnen. Die Einzige, die mich gerade behindert, bist du mit deiner beschissenen Atemtechnik!“

„Ach ja? Wer stigmatisiert sein Kind denn mit der Diagnose Autismus? Ich darf doch selber entscheiden, wie ich dein Kind sehe!“

„Warum ist Autismus ein Stigma? Warum ist es ein Stigma, behindert zu sein?“

„Lass dich doch von den Schulmedizinern nicht so einschüchtern! Die suchen für alles eine Diagnose, und die Pharmaindustrie profitiert am Ende davon.“

„Wir gehen jetzt heim. Der Kleine hat Hunger.“

„Erika, probiere es aus. Du hast nichts zu verlieren.“
Sie zwinkerte mir zu und zeigte mir den Daumen nach oben. Mein innerer Stinkefinger winkte freundlich zurück.

Endlich zu Hause. Endlich Ruhe.

Der Wüstenfuchs zog sich nackt aus, weil er die Kleidung auf seiner Haut nicht mehr ertrug. Er fiel mir in die Arme. Mehrere Minuten lang atmeten wir uns in unsere Nacken. Ein und aus, ein und aus. War ich froh, dass der Wüstenfuchs so war, wie er war – perfekt.

„Ich liebe dich“, flüsterte ich. Ich spürte, wie seine Lippen in meinem Nacken ein Wort formten:

„Dich.“